

Leseprobe aus:

Birand Bingül

Der Hodscha und die Piepenkötter



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

WIE DER HODSCHA UND DIE PIEPENKÖTTER SICH DAS ERSTE MAL TRAFEN

Bis zu dem Tag, an dem Nuri Hodscha ankam und sich alles schlagartig ändern sollte, war die Stadt lange, lange langweilig gewesen.

Auf ihrer Homepage rühmte sie sich damit, in den Siebzigern die Bundesgartenschau ausgetragen zu haben. In den Achtzigern, darauf waren die Menschen recht stolz, hatte Robert Redford hier residiert. Na ja, es war eine Übernachtung. Auf der Durchreise. Weil alles eingeschneit war. Aber ein junger Reporter, der unbedingt groß rauskommen wollte, Bob Winter, hatte die ganze Nacht bei minus vierzehn Grad vor dem Hotel ausgeharrt, um Redford interviewen zu können. Als der tatsächlich erschien, war Bob Winter so überrascht, dass er bloß eine einzige, völlig hilflose Frage herausbrachte: «Did you sleep well?» Haben Sie gut geschlafen? Und auf dem Weg vom Hoteleingang bis zur wartenden Limousine soll Redford geantwortet haben: «Selten so gut geschlafen.» Kein Mensch außer Bob Winter weiß wirklich, ob der verschlafene Redford das oder etwas anderes murmelte wie «Selten geschlafen», «Gehen Sie schlafen» oder «Halt's Maul, du Schmierfink, es ist fünf Uhr vierzig» ...

Auch wenn sich die Leute in der Stadt durchaus im Chris-

tentum verwurzelt gaben, waren sie wahrlich nicht päpstlicher als der Papst. Der Kirchturm erhob sich schön und alt über das Stadtzentrum, er war aber bei weitem nicht der schönste oder älteste im Lande. Und so druckte die Zeitung, den historischen Moment begreifend, Winters vage Redford-Geschichte auf Seite eins. Am nächsten Tag wurde der Hotelier interviewt, am übernächsten das Zimmermädchen, am überübernächsten der Oberbürgermeister. Und irgendwann Bob Winter selbst. Kurzum, das war eine große Sache.

In den Neunzigern hatten die Strategen des Stadtmarketings versucht, Redford für eine Kampagne («Der schönste Schlaf Deutschlands erwartet Sie hier») zu gewinnen, aber sie bekamen nicht einmal eine Antwort von seinem Agenturbüro. Stattdessen luden sie dann den Bundespräsidenten ein, der auch schon drei Jahre später kam. Wie er schlief, ist nicht kolportiert. Fest steht nur, dass sich viele Stadtbere nach der Jahrtausendwende mit der Mittelmäßigkeit des Ortes abfanden und sich mehr den alltäglichen Sorgen ihrer Bürger widmeten. Das war vernünftig, aber zugleich ein wenig öde.

Alles änderte sich mit der Kandidatur von Ursel Piepenkötter für das Bürgermeisteramt. Konservativ hatten sie hier immer gewählt – doch als ihre Partei mit Ursel Piepenkötter erstmals eine Frau für die Oberbürgermeisterwahl aufstellte, sorgte das doch für einigen Gesprächsstoff. Mehr Menschen, als es zugegeben hätten, fragten sich: Kann die Piepenkötter das? Eine Frau? Darf die das? Und die Erzkonservativen schwadronierten an den Stammtischen, an denen sie sonst über Ausländer, Schwatte und Muslime scherzten, darüber, ob es in ihrer Partei keine brauchbaren Männer mehr gebe. Nee, nee, nee, sagten sie dann trüb und hatten den nächsten Anlass, einen zu kippen.

Die Piepenkötter trug stets Kostüm und randlose Brille.

Diese war gerahmt von mittellangen braunen Haaren, die, gespickt mit blonden Strähnen, auf ein Seidenhalstuch fielen. Wieselflinke nordseegraue Augen sahen einen angriffslustig an. Die schmalen Lippen verrieten Disziplin und Härte.

Noch als sie Jura studierte, war die Piepenkötter in den Ortsverband eingetreten und hatte sich dann kontinuierlich hochgearbeitet: Frauenunion, Arbeitskreise, Straßewahlkämpfe, Stadträtin. Ursel Piepenkötter war längst keine Unbekannte mehr, schließlich hatte sie es bis ins ferne Berlin in den Bundestag geschafft. Irgendwann war sie zurückgekehrt in ihre Heimatstadt, denn ihr Mann war viel zu früh an Krebs gestorben, und sie wollte sich um ihren Sohn kümmern.

Ursel Piepenkötter gewann die Wahl zur Oberbürgermeisterin damals knapp. Sie hatte, so ließ ihr Pressesprecher immer wieder durchblicken, nach wie vor einen direkten Draht nach ganz oben, zur Kanzlerin.

Inzwischen war sie 44, ihr Sohn Patrick pubertierte, als gäbe es kein Morgen, und in sechs Wochen stand die Wiederwahl an. Die Piepenkötter lag in Umfragen mit einem ordentlichen Polster von zehn Punkten vor ihrem sozialdemokratischen Herausforderer, Hartmut Hausmann. Die Liberalen hatten zu ihren Gunsten auf einen Kandidaten verzichtet, die Grünen zu seinen Gunsten. Und Kasimir Kress von der rechtspopulistischen Contra-Partei wollte ohnehin nur Opposition machen, genauso wie die Linken.

SONNTAG, 22. AUGUST,
NOCH 42 TAGE BIS ZUR WAHL

Abgesehen davon nahmen die Dinge in der Stadt ihren gewöhnlichen Lauf. Bis schließlich ein Mann, ein einziger Mann, ein unscheinbarer, untersetzter, 47-jähriger Mann mit graumeliertem und präzise gestutztem Vollbart und mächtigen Augenbrauen, an denen er zu zwirbeln pflegte, in die Stadt kam. Sein Name war Nuri Hodscha.

Nuri Hodscha stammte aus der Türkei und landete pünktlich um zwölf Uhr fünfzig mit der Mittagsmaschine der Turkish Airlines aus Istanbul. Die dortige Religionsbehörde hatte ihn nach Deutschland entsandt. Das war seit langem so üblich und seit kurzem in Deutschland umstritten. Nuri Hodscha war der neue Imam des Moscheevereins Gabrielstraße. Das war der größere von zwei Moscheevereinen in der Stadt. Der andere galt als sehr rückwärtsgerichtet und wurde vom Verfassungsschutz beobachtet. Die Vereine gab es schon seit Gastarbeiterzeiten, also ungefähr seit fünfzehn vor Redford.

Nuri Hodscha hatte sein bescheidenes Hab und Gut mitgebracht, außerdem vier Sucuk – typisch türkische Knoblauchwürste –, dann drei alte perlmuttsteinverzierte Kästchen mit verschiedenen Gebetsketten, zwei edle Ausgaben des Korans – eine auf Türkisch, eine auf Arabisch. Und schließlich, ganz unten in den Koffern, fand sich das, was ihm – neben seinem Glauben – am wichtigsten war: eine Plattensammlung mit auffällig vielen Alben von Bruce Springsteen. Er hing daran fast mehr als an seiner Tochter Hülya, seit Nuri festgestellt hatte, dass seine Plattensammlung im Gegensatz zu seiner 16-jährigen Tochter keine Widerworte gab.

Hülyas Kopftuch umschloss eng ihr ungeschminktes Gesicht. Ihre Augenbrauen hatte sie stets hochgezogen, als

höre sie sehr aufmerksam zu. Ihre Augen waren bernsteinfarben und zugleich undurchdringlich. Ihre Lippen voll, doch zusammengekniffen. Ihre sonstige Kleidung war nicht modisch eng, aber eng genug, um einige Hinweise darauf zu geben, dass sie eine ziemlich attraktive Teenagerin war.

Osman holte sie ab. Er war eine Art Mädchen für alles rund um die Moschee, ein gutmütiger Bursche mit Segelohren und militärisch kurzen Haaren. Seine Augen glänzten dunkel. Er war schlank und ein Meter dreiundachtzig groß. Er hatte beim alten Hodscha gelernt, den Mund zu halten und sich seinen Teil zu denken. Das tat er auch, denn Osman war ein wacher Kerl. Er begrüßte den Hodscha so aufrichtig und devot – mit lauter Handküssen, tiefen Verbeugungen und, im Gegensatz zu praktisch allen anderen Männern, nur einem winzigen, verstohlenen Seitenblick auf Hülya –, dass Nuri Hodscha sich vom ersten Augenblick seiner Loyalität und Ergebenheit sicher war.

Alle Koffer passten in seinen Kombi, und die drei fuhren los Richtung Stadt.

«Eve değil önce camiye», sagte Nuri Hodscha kurz zu Osman mit tiefer, vibrierender Stimme – erst zur Moschee und nicht zur Privatwohnung.

Osman nickte untergeben.

«Wie gehen die Deutschen mit euch um?», fragte Nuri Hodscha.

Osman zögerte. Er war es nicht gewohnt, zu Rate gezogen zu werden. «Seit dem 12. September 2001 sind wir nicht mehr Luft. Entweder schauen sie uns schräg von der Seite an – oder sie wollen mit uns reden. Dialog hier, Dialog da. Wir werden oft eingeladen, viel öfter als unsere Brüder vom anderen Verein. Runde Tische, Austausch mit Christen, Juden und Atheisten, Stadtteilstadt, Kulturveranstaltungen ...»

«Bringt das was?», fragte Nuri Hodscha.

Osman hob den Kopf und machte «Tse!». Das hieß so viel wie Nein.

«Die Angst vor den Muslimen ist groß. Und sie wird größer.»

«Ist ja auch schwer zu verstehen, wie irre Terroristen im Handstreich unsere Religion zur Geisel nehmen konnten. Und die meisten begreifen noch weniger, warum der Islam diesen Fluch nicht aus eigener Kraft abschütteln kann.»

«Seitdem dieser Verrückte diesen komischen Regisseur umgebracht hat da in Holland –»

«... Theo van Gogh ...»

«... seitdem haben wir auch viel mit der Polizei zu tun. Die hatten Angst, dass das zu uns nach Deutschland rüberschwappt. Wir sollten die Gläubigen beruhigen, damit der Funke nicht überspringt.»

«Das habt ihr geschafft», sagte Nuri Hodscha.

«Ja. Aber die Situation ist, um ehrlich zu sein, schwierig. Die Scharfmacher auf beiden Seiten bekommen mehr Gehör als die Vernünftigen, auch wenn viel weniger Menschen hinter ihnen stehen. Die Oberbürgermeisterin und alle anderen wichtigen Leute wollen aber einfach nur eines haben: ihre Ruhe. Wegen jedem Mist melden die sich bei uns. Jetzt sollen wir auch noch Nachhilfe geben, Deutschkurse, was weiß ich.»

«Ach ach ach ... Und der Hodscha vor mir?»

«Der hat irgendwann die Nase voll gehabt. Er fühlte sich als Mann Allahs und nicht als Sozialarbeiter oder gar als Lokalpolitiker; selbst wenn das manche in unserer Gemeinde erwartet haben. Es heißt: Die Zentrale in der Türkei hatte schließlich ein Einsehen und ließ ihn heimkehren. Herzlich willkommen noch einmal.» Osman schielte im Rückspiegel kurz zu Hülya hinüber, doch sie schaute teilnahmslos aus dem Fenster.

«Danke, mein Sohn ... Ist es noch weit?»

«Eine halbe Stunde vielleicht.»

«Gut», sagte Nuri Hodscha, bevor er sich zurücklehnte, um ein gemütliches Nickerchen zu machen. Nuri Hodscha konnte allzeit und überall schlafen. Er schnarchte dabei wie eine kleine, feine Säge, die man sanft durchs Holz zieht. Hülya starrte wortlos auf die deutschen Autobahnen. Es war ein verregneter Sommersonntag. Eine Woche hatte sie noch Ferien, dann sollte sie mit der Schule beginnen.

Die Moschee lag zwischen einem Wohnviertel und dem angrenzenden Gewerbegebiet. Überall hingen Wahlplakate von der Piepenkötter und ihrem Konkurrenten. In dem Flachdachbau im Hinterhof hatte früher eine Spedition ihre Büros gehabt. Das Gebäude war rußgrau, sehr alt und notdürftig renoviert. Der Asphalt war hier und da streifenweise erneuert, sodass der Platz vor der Moschee einem Flickenteppich glich.

Osman hielt den Wagen sehr vorsichtig an, er wollte den neuen Hodscha nicht durch anatolisches, also abruptes Bremsen aufwecken. Hülya beugte sich kurz rüber und versetzte ihrem Vater einen deftigen Stoß vor die Schulter. Nuri Hodscha erwachte und sah seine Tochter vorwurfsvoll an. Die lächelte bloß spöttisch und zeigte mit dem Kinn auf die Hinterhofmoschee. Nuri Hodscha beugte sich etwas hinunter, um besser durch die Seitenscheibe sehen zu können, und sagte leise: «Allahım.» Es klang ebenso traurig wie empört.

Schon hielt Osman Nuri Hodscha die Tür auf und öffnete über ihm einen Regenschirm. Hülya stieg aus und zog ihr Kopftuch etwas tiefer in die Stirn. Mit den Fingern glitt sie an der Innenseite ihres Kopftuches entlang, um sicherzugehen, dass ihre Haare verdeckt waren. Sie waren erst ein paar Schritte auf dem Platz vor der Moschee gegangen, als Osman anfang, knapp die Räumlichkeiten zu erklären. In dem Moment löste sich unter dem Vordach des

gegenüberliegenden Gebäudes ein Mann aus der dunklen Häuserzeile und kam zielstrebig auf Nuri Hodscha zu. Er klappte den Kragen seines Mantels hoch. Unter einer Baseballkappe sahen lange graue Haare hervor. Er hatte fleischige Lippen und glasige Schweinsaugen. Sein Gesicht war aufgequollen. Wenn er sprach, dröhnte seine Stimme wie eine Flugzeugturbine.

«Nicht die schönste Moschee, was?»

Nuri Hodscha sah den Mann fragend an.

«Sind Sie der neue Boss hier?», wollte der Mann wissen. Nuri Hodscha konnte den Alkohol in seinem Atem riechen. Er machte einen Viertelschritt zurück. Erst dann nickte er.

«Ja Mensch! Herzlich willkommen. Mer-ha-ba. Sprechen Sie Deutsch?»

«Ain biss-schen», sagte Nuri Hodscha mit schwerem Akzent. «Und Sie sain?»

«Bob Winter. Von der *Neuen Presse*. Zeitung ... Reporter ...», sagte der Mann mit der Fahne und holte zum Beweis einen Block und einen Stift hervor und fuchtelte mit diesem durch die Luft, als ob er schreiben würde.

«Gutt», sagte Nuri Hodscha, «Begrüßkomitee oder was?», schob er nach und seine großen braunen Augen lächelten. Er zwirbelte an seiner rechten Augenbraue, wie er es häufig tat, wenn er angestrengt nachdachte.

Bob Winter lachte laut auf. Es klang beinahe so, als wieder er. «Mann, Sie sind gut! Sie haben jetzt schon hundert Prozent mehr Witze gemacht als Ihr Vorgänger. Der war ja vielleicht eine Schlaftablette ... Aber lassen wir das. Begrüßungskomitee, ja, so was in der Art, so was in der Art ... Hätten Sie Zeit für ein paar Fragen? Geht ganz schnell und tut auch nicht weh. Und ein kleines Foto, das ist alles.» Er lachte wieder.

Nuri Hodscha legte den Kopf schief, wie er es immer tat,

wenn er überrascht wurde. Dann schaute er hinüber zu der ehemaligen Spedition und begann ganz langsam mit dem Kopf zu nicken. Hülya, die ihn besser kannte als jeder andere, konnte in seinem Mundwinkel dieses hinterlistige Grinsen entdecken. Das verhiess, so viel hatte sie gelernt, nichts Gutes. Doch sie hatte keine Ahnung, was ihrem Vater so diebische Freude bereitete.

«Osman, eine çay für Här Winta. Hülya, Auto drinnen wartest du.»

Osman nickte eifrig, Hülya verdrehte die Augen, und Bob Winter lachte wieder sein lautes, wieherndes Lachen, als der Hodscha ihn in die Moschee bat.

Nuri Hodscha lachte dagegen unmerklich in sich hinein. Sein Vater hatte ihm immer wieder eine türkische Redewendung eingebläut: «Vurduğun yerden ses getirecek-sin!» Wörtlich hieß das: «Wenn du zuschlägst, muss man es hören können!», das bedeutete so viel wie: Wenn du etwas machst, mach es richtig. Sei zielstrebig und suche den Erfolg. Sei nicht zaghaft und geh mutig voran. Nuri wollte seinem Vater, Allah hab ihn selig, ein guter Sohn sein und nach einer guten Stunde in Deutschland richtig feste und krachend zuschlagen. Mit Worten, versteht sich. Er war sich sicher, dass Allah das gutheissen würde, und wenn nicht, dann konnte er das mit ihm ja auch noch später besprechen. Zu sehr reizte es ihn, gleich mal den Deutschen auf den Zahn zu fühlen ...

**MONTAG, 23. AUGUST,
NOCH 41 TAGE BIS ZUR WAHL**

Es klingelte ganz weit entfernt. Wieder und wieder. Langsam kam das Klingeln näher. Mit einem kleinen Stöhnen wachte Ursel Piepenkötter auf, ohne die Augen zu öffnen,

und tastete nach dem Schnurlostelefon auf der Nachtkommode.

«Wer stört?», zischte sie leise in die Muschel, doch niemand antwortete. Sie ließ das Telefon einfach fallen, doch das unsägliche Poltern erinnerte sie schlagartig an die verfluchte Flasche Rotwein, die sie am Abend zuvor auf dem Empfang der Wirtschaftsunioren getrunken haben musste. Vielleicht war es auch etwas mehr gewesen; ein bisschen nur.

Es klingelte wieder. Oh Gott, dieser Lärm! Aber sie wollte die Augen nicht öffnen, sie war doch eben erst ins Bett gegangen. Es musste drei Uhr nachts sein. Sie hasste es, halb betrunken aus dem Schlaf gerissen zu werden.

Na gut, nochmal blinde Kuh, dachte Ursel Piepenkötter, und patschte auf der Kommode herum, bis sie ihr Handy hatte. «Ja?», raunte sie. Niemand antwortete. Doch das Klingeln ging weiter und drohte, ihren Kopf zum Platzen zu bringen. Verdammt, dachte sie, die Tür! Sie zog die Decke über den Kopf und rollte sich eng zusammen. Sollte doch ihr Sohn Patrick die Tür aufmachen ... Oder war er es? Und hatte mal wieder Ärger?

Mit einem Stöhnen hievte die Piepenkötter sich auf, tastete mit ihren Füßen so lange über den Boden, bis sie ihre Pantoffeln gefunden hatte, öffnete widerwillig erst das rechte, dann das linke Auge, fluchte, um sich anschließend in ihren seidenen Morgenmantel hineinzuarbeiten und sich unfallfrei die Treppe ihres Hauses hinunter zur Tür zu schleppen.

Sie öffnete sie einen Spaltbreit. Meierlein. Einfach nur Meierlein. Meierlein mit Fahrradhelm. Okay, ein Meierlein, das kaum noch atmen konnte vor Aufregung. Und warum war es um drei Uhr nachts so unangenehm hell? Sie machte die Tür auf.

«Endlich, Chefin!» Florian Meier war Ursel Piepen-

kötters persönlicher Referent. Sie schätzte ihn, denn er war eine treue Seele. Er war ein bisschen zu klein und zu schmal für einen stattlichen Mann, zu förmlich angezogen für seine 23 Jahre, trug einen definitiv zu spießigen Seitenscheitel, aber er war loyal, fleißig und wissbegierig. Er engagierte sich in der Jungen Union und wurde schnell rot. Gerade war er puterrot.

«Meierlein?! Wollen Sie mir einen Herzkasper verpassen?»

«Ich-ich-ich ... Sie sind nicht ans Telefon ...!»

«Ja und?»

«Ich-ich-ich ...»

«Jaaah?», fragte sie gedehnt, wie sie es immer tat, wenn sie langsam genervt war, weil ihr etwas nicht schnell genug ging – oder wenn sie Kopfschmerzen hatte, so wie gerade.

«Ich ... also ... die Zeitung ... Moschee.» Meierlein war völlig aufgelöst.

«Meierlein», rief die Piepenkötter – viel zu laut, wie sie dann selbst merkte, als sich ihr Kater meldete. Sie rieb sich die Augen.

«Meierlein, ein in weiten Teilen grammatikalisch korrekter deutscher Satz reicht. Sonst sehen wir uns im Büro.»

Meierlein blickte sie ganz verzweifelt an, sie wollte schon die Tür zuwerfen, als er die Tageszeitung hochriss.

Die Piepenkötter las die Schlagzeile des Titelblatts.

«Ach du ...!», sagte sie und spürte Adrenalin in sich aufsteigen. Viel Adrenalin.

«... Scheiße!», rief Meierlein. Das konnte man nur mit viel Mühe und Sympathie einen in weiten Teilen grammatikalisch korrekten deutschen Satz nennen, aber wenigstens war er eindeutig.

Die Piepenkötter schüttelte sich.

«Nicht so laut», sagte sie und suchte rasch die Fenster der Nachbarhäuser ab, die teilweise erhellt, aber nicht von

Neugierigen besetzt waren – und zog Meierlein zu sich ins Haus.

«Was ist denn, Chefin?», fragte Meierlein.

«Eine Oberbürgermeisterin im Morgenrock bei der Lagebesprechung. Ungeschminkt. Das ist sicher nicht das, worauf die Menschheit gewartet hat», antwortete sie und nahm ihm die Zeitung ab. Da stand es schwarz auf weiß: «Neuer Imam fordert repräsentative Großmoschee».

Sie wollte weiterlesen, doch die Buchstaben verschwammen vor ihren Augen. Vielleicht waren es doch zwei Flaschen Rotwein gewesen. Oder ein bisschen mehr.

«Helfen Sie mir, Meierlein. Eine Moschee mit Minaretten?»

«Ja.»

«Höhe?»

«Stand nicht drin.»

«Mit diesem ... Aufruf an die Gläubigen?»

«Muezzin-Ruf? Stand nicht drin.»

«Finanziert von wem?»

«Spenden. Geld kriegen die ja immer zusammen.»

Sie nickte langsam mit dem Kopf.

«Wie heißt der neue Imam?»

«Nuri Hodscha.»

«Der hat ja Nerven, der Dreckskerl. Gleich am ersten Tag in Deutschland so etwas ... Wer hat das geschrieben?»

«Bob Winter.»

Sie nickte noch einmal.

«Bob Winter, dieser alte Hund», sagte sie. Sie konnte den versoffenen Lokalreporter nicht leiden.

«Hätte er nicht vorher bei uns anfragen müssen, um auch unsere Seite zu hören? Warum hat er unsere Meinung nicht eingeholt, bevor er diesen Artikel veröffentlicht?», fragte Meierlein.

«Meierlein! Seien Sie nicht naiv. So hat er zwei Seiteins-Geschichten hintereinander. Mindestens ...»

«Wir müssen schnell etwas tun!», rief Meierlein hektisch.

«Wie viel Uhr haben wir?»

Meierlein schaute auf seine Digitaluhr, dabei fielen ihm die Haare seines blonden Scheitels ins Gesicht, die er zurück in die Stirn schob. «Viertel vor sieben.»

Die Piepenkötter überlegte.

«Diese Muslime! Die werden auch großenwahnsinnig hier», sagte Meierlein und ging nervös auf und ab.

«Warum?», fragte die Piepenkötter.

«Warum? Meinen Sie das ernst? Eine große Moschee – für wen hält der sich?»

«Es könnte Größenwahn sein. Es könnte aber auch sein, dass er einfach ein angemessenes Gotteshaus für seine Gemeinde möchte. Oder würden Sie es mögen, wenn Ihr Kirchgang Sie jeden Sonntag in einen runtergekommenen Hinterhof führen würde?» Sie wusste, dass Meierlein sonntags immer zur Kirche ging.

«Also ... Das heißt, Sie wollen das unterstützen?»

«Meierleeeeiin! Was habe ich eben zu Ihnen gesagt?»

«Das mit dem Kirchgang?»

«Herrgott, Sie sollen nicht so naiv sein! Natürlich unterstütze ich das nicht. Ich will schließlich noch einmal wiedergewählt werden und nicht den Weltfrieden schaffen. Das Problem ist nur, wenn dieser Nuri tatsächlich das nötige Geld zusammenhat, dann werden wir ihn nur sehr schwer aufhalten.»

«Das fasse ich nicht.»

«Wissen wir irgendwas über ihn?»

«Auf die Schnelle habe ich nichts herausfinden können.»

«Hmmm ... Lassen Sie für neun Uhr dreißig eine Pressekonzferenz ansetzen», sagte die Piepenkötter.